Wieder einmal im Paradies

Am Ende der französisch frisierten Baumallee schimmert ein schwarzes Gitter: der Eingang zum Paradies, wo Löwe und Lamm, Fuchs und Reiher auf engem Raum nebeneinander hausen. Die Erwachsenen machen Kinderaugen und zwängen sich durch die schmalen Zugänge zur Kasse. Hintennach das vielgeplagte Elternpaar. Es nimmt für die zahlreichen Sprößlinge Eintrittskarten für Kinder unter vierzehn Jahren. Der Kassenbeamte lächelt milde und drückt in einem Fall ein Auge und beim Ältesten der Schar beide Augen zu. Schließlich ist der Besuch des Schönbrunner Tiergartens Anfang September eine alte Tradition, um die Kinder darüber hinwegzutrösten, daß ihre himmlische Ungebändigtheit wieder einmal zu Ende geht und die große Zähmung durch die Schule ihren Fortgang nimmt.

Wie immer, dämpft sich am Beginn die übergroße Erwartung. Links, in der langen Käfigreihe, wo Füchse und Wölfe nebeneinander wie Zimmernachbarn eines Zinshauses wohnen, geht es allzu vertraut hündisch zu. Diese wilden Brüder, dem treuen Menschengenossen äußerlich täuschend ähnlich, nur ohne seine guten Augen, trotten verdrossen, mürrisch auf und ab.

Ein paar Halbwüchsige, durch Dschungelfilme vorgebildet, stellen sich neben dem Wolfszwinger auf und heulen den Wolfsruf in hohen Kehltönen: Hu-u-u-u-u! Der Wolf hält einen Moment ein, in seinen ruhiosen Augen wacht ein gelblicher Funke auf, und, wahrhaftig, auch er wirft das zottige Haupt zurück und heult zum Himmel, fast so echt wie die Kinder, den uralten Schrei der Freiheit.

Die Kinder rennen nun auf die gegenüberliegende Seite, wo die Bären sind, jene Geschöpfe der Natur, die als Babies so unnachahmlich drollig-anmutig und im Alter so plumpe Gesellen sind. Sie haben schwarzglänzende Knopfaugen, die nie begreifen können, daß es nur die stumpfen Gitterstäbe sind, die sie vom wirklichen Leben trennen. Unermüdlich rennen sie auf und ab und suchen den Ausweg.

Der hartnäckige Ammoniakduft kündet dann die Nähe der großen Raubkatzen an. Und schon steht man, immer wieder mit schnellerklopfendem Herzen, vor dem König der Tiere und seinen Königinnen. Und immer wieder ist man enttäuscht und gepackt von der majestätischen Gleichgültigkeit des gewaltigen Mähnenträgers. Die Beschauer sind für ihn einfach nicht vorhanden, er blinzelt durch sie hindurch. Das Löwenjunge nur hebt manchmal in kindlicher Neugier den Kopf. Was seine Majestät in seinem vergitterten Reich hier allein legitimiert, ist seine königliche Sprache. Unvermittelt steht er auf, wirft die Mähne hoch und erfüllt das Dasein mit einem Gebrüll, das wie Rollen tief aus der Erde zu kommen scheint und wie der Doppelschlag einer bis zum Zerreißen gespannten Trommel klingt. Ebenso unvermittelt bricht er ab, streckt sich faul und unanständig und haut sich wieder zu Boden, die Beine seitlich weit von sich gestreckt. Hugh, ich habe gesprochen! Die Kinder, die sich eben noch ängstlich an den Händen gehalten haben, lachen wieder. Nur der kleine Hansi müßt mit furchtsamen Augen die Weite der Eisenstäbe. Jetzt weiß er, warum der Löwe einen so dicken Kopf hat.

Nun lenken die Tigerkatzen mit ihren furchtbaren, schrägen Augen und ihrem unheimlich glatten Gang die Aufmerksamkeit auf sich. Sie machen trotz Gitter den naturrechtesten Eindruck durch ihr lautloses Schleichen und den haßgeladenen gelben Blick. Auch ihre Augen schließen sich fortgesetzt, als wollten sie sich nicht verraten. Manchmal kommt eine gutgekleidete menschliche Tigerin am Käfig des schwarzen Panthers vorbei und plötzlich, ohne es vielleicht selber zu wollen, bleibt sie stehen und stößt kleine zischende Reizlaute aus und die Katzenschwester faucht mit gleicher Wildheit zurück. Starke weiße Gebisse werden auf beiden Seiten sichtbar und das Fauchen wird immer toller. Plötzlich wendet sich das eine Weibchen ab und sagt zu dem Begleiter, der sprachlos zugesehen hat: „Heiß ist es, komm, gehen wir auf ein Eis ins Café!" Die Pantherfrau aber legt sich wieder hin.

Nicht alle Gefangenen sind unglücklich, auch in Käfigen kann es schön sein: die großen Raubvögel scheinen nicht unzufrieden. Sie verstehen die herrliche Kunst des völlig Stillsitzens aus dem Effeff und genießen so bei Lebzeiten schon die Freuden des Ausgestopftseins. Ihre schweren, lederähnlichen Augenlider heben sich nur selten über die starren Schlußlichter ihrer Augen. Manchmal breitet einer der fliegenden Riesen seine Schwingen aus, und wenn es der Kondor ist mit seiner gewaltigen Flügelspanne, geht ein Ah des Erstaunens durch die Zuschauermenge. Der Flieger aber landet mit unnachahmlicher Sicherheit und schläft weiter. Er hat sich nur etwas die Flügel vertreten.

Auch die Schlangen fühlen sich wohl, Trägheit ist ihre erste Natur und hier können sie ihr bis zum Exzeß frönen. Ahnen sie überhaupt, daß sie nicht frei sind? Der Alligator wiederum liegt wie ein gefällter Baumstamm in seiner warmen Wasserrinne und die Sonne scheint ihm auf sein gefräßiges Maul. Die Kinder wollen es zuerst nicht glauben, aber nachdem sie alles auf ihn verschossen haben, was sich in ihren Taschen vorfindet, und das Krokodil nicht einmal gähnt, gehen sie beleidigt weiter.

Ebenso scheinen sich Dromedar und Trampeltier — die beiden sonst so ausgebeuteten Dienstboten der Wüste — einer Art sanftseliger Verblödung hinzugeben. Man kaut und wedelt, hebt den kaiserfreuen Backenbart und wirft den aristokratisch-erstaunten Blick eines Grafen Bobby auf den Zuschauer: Was, dich gibt es auch? Die Störche, Flamingos und Pelikane schauen ebenfalls eher gelangweilt drein als unzufrieden und der Pfau stolziert wie eine Amtsperson durch seine Räume. Das prächtige Rad, das er geschlossen hinter sich nachschleppt, zeigt er justament nicht, auch wenn die Buben ihr Zaubersprücherl: Rot und Blau ist net schön, kannst ja net ins Kino gehn, ratschen, bis sie selbst rot und blau sind vor Anstrengung. Der als eitel verschriene supervornehme Vogel bleibt höchstens stehen und verrät seine blamable Verwandtschaft mit dem ganz gewöhnlichen Haushuhn, indem er einen Fuß halb hochzieht und beim Picken und Trinken jedesmal den Kopf zum Himmel hebt. Um den Schöpfer zu loben, wie fromme Seelen annehmen.

Die Hühner- und Entenarten haben aber auch, neben den Rehen und Rindern und Schweinen und den ganzen übrigen Waserln der Erde, wirklich Grund dazu, zu danken, daß sie von der freien, wilden Natur, dem Fressen und Gefressenwerden, erlöst sind. Hier können sie nur an einer Krankheit sterben oder an einem Unfall! Ob zu diesen Zufriedenen auch der Mara gehört? Den muß man gesehen haben: Laut Erklärungstafel ist er der gemeine australische Feldhase. Der Kopf von einem Eichhörnchen, die Ohren vom Meerschweinchen, den Rumpf vom Meister Lampe und die Beine aus dünnen, abgebrochenen Spazierstöcken. Anfangs meint man, er sei aus Gips. Unbeweglich sitzt er zwanzig Minuten, dann macht er einen Rehrattlerhopps und ist wieder aus Gips. Und sitzt heute noch dort. Man träumt nachts nach diesem Anblick von Australien, und wenn man sich dazu das Känguruh denkt, den Emu, die Kloakentiere und den Leierschwanz, dann ist man geneigt, diesen kleinsten Erdteil für eine Erfindung von Christian Morgenstern zu halten.

Ziel und Mittelpunkt, um den sich das tiernärrische Kinderherz dreht, bleibt freilich immerdar das ganz große Komikerquartett des Tiergartens — Affe, Elefant, Giraffe und Seehund. Die tollen Wasserspäße der Schnauzbärtigen werden ebenso bejubelt wie die Luftakrobatik der einzigen wirklich genialen Zirkusclowns. Über sie ist nicht zu reden, über sie kann nur nicht lachen, wer sich selbst zu wichtig nimmt. Und unser Elefantentrio — der Rudi aus Afrika mit seinen Babylaunen, das Mädi aus Indien, das, wäre es ein Menschenkind, nächstes Jahr in die Schule käme, und Pepi, die vollerblühte Rose von dreiunddreißig Lenzen — umschmeichelt das Menschenherz durch ihren Zuckerbetteldienst. Sie tun das nicht, weil das winzige weiße Würfelchen für ihren Heuwagenmagen viel bedeuten würde, sie tun es aus sprichwörtlicher Geselligkeit, und nur manchmal treibt sie eine Laune dazu, die Zuschauer mit einer Sandwolke zu bedenken. Oder es kommt gar ein dampfender gelber Strahl urplötzlich wie aus einem geplatzten Wasserrohr: die Fontäne sprüht im Winde, mindestens fünf Minuten lang, und die empfindsamen Menschen flüchten.

Unerschöpflich scheint die Zahl und Vielartigkeit der Kreatur dieser Erde. Bald mit unergründlich geheimnisvollem Blick, bald seltsam verständnisnah schaut es dich aus tausend Bruderaugen an. Servas Lausbuam, kreischt der große Papagei in unverfälschtem Ottakringerisch. Geh wui, sagt der Franzi, tief beeindruckt durch diese treffende Bemerkung, zu seinem Bruder, der kennt statt meiner in d Schul gehn!

Wer mit offenen Sinnen durch die große Schau unserer tierischen Geschwister wandert, nimmt den plastischesten Eindruck mit von dem, was die Wissenschaft längst weiß: daß die menschliche Intelligenz nichts als eine Sonderform der allgemeinen Intelligenz von Tier und Pflanze ist. Nur durch den Ausbau des stärksten Verbindungsmittels zwischen den Lebewesen, der Sprache, hat der Mensch jene höhere Entwicklungsstufe erreicht, wo er seine Nervenvorgänge kontrollieren und regulieren kann, wo er sich ihrer „bewußt" wird.

Nicht immer zu Glück und Frommen. Während die Pforte des Paradieses längst wieder hinter einem zugefallen ist, sieht man noch im Geiste den Mantelpavian vor sich, wie er, regungslos hockend, seine Äuglein zwischen den Menschen, die auf ihn gaffen, hin und her pendeln läßt. Wie dumm ihr seid, sagt seine mitleidige Miene. Die Vergangenheit bedrängt euch ständig, die Zukunft ängstigt euch. Wann lebt ihr eigentlich? Habt ihr schon ganz verlernt, unbekümmert die Gegenwart zu genießen? Lernt es von uns!

Peter Klaz

Leset „Die Zukunft"
die sozialistische Monatsschrift
für Politik, Wirtschaft, Kultur

KUNST UND KULTUR

„Porgy und Bess"

„Man hat mich oft gefragt, warum »Porgy und Bess« als Volksoper bezeichnet wird. Die Antwort ist einfach: »Porgy und Bess« ist im Grunde ein Volksstück und seine Gestalten singen natürlicherweise volkstümliche Lieder. Als ich mit der Oper begann, wollte ich jedoch keine echten Volkslieder verwenden, denn ich strebte eine einheitliche Komposition an. Ich schrieb daher auch die Spirituals und die Volkslieder selbst. Dennoch sind sie dem Wesen nach Volksmusik und deshalb wird »Porgy und Bess« zur Volksoper."

So umreißt George Gershwin, der Komponist der Oper „Porgy und Bess", selbst Wesen und Sinn seines Werkes. Es ist eine Negeroper; nicht nur weil sie von Negern aufgeführt wird, sondern weil sie Leben und Schicksal von Negern der Stadt Charleston zum Inhalt hat. „Porgy" ist der Roman des Charlestoner Schriftstellers Dubose Heyward. Aus dem Roman wurde das Theaterstück „Porgy und Bess" und schließlich das Opernlibretto, das Heyward für Gershwin schrieb, dessen Bruder Ira zu den Liedertexten beitrug. Das Werk ist eine richtige Volksoper geworden; die amerikanische Volksoper, wie man sie gern nennt, wird sie wohl erst sein, wenn sich das amerikanische Volk mit seiner schwarzen Minderheit völlig identifiziert haben wird. Damit hat es jedoch noch seine Wege. Aber die Tatsache, daß gerade Amerikas beste Geister ihr Bestes daransetzen, der Nation die Welt ihrer schwarzen Mitbürger als der ihren gleichberechtigt und menschlich gleichwertig zu zeigen, bedeutet mehr als einen großen Schritt auf diesem Weg vorwärts.

Hält sich auch das Buch von „Porgy und Bess" von jeder Anspielung auf das soziale oder Rassenproblem fern, so wirkt es doch sehr stark durch die bewußte Betonung des Menschlichen in diesem dramatischen Schauspiel einer großen, ergreifenden Liebe und Opferbereitschaft, die vor allem in der Gestalt des verkrüppelten Bettlers Porgy verkörpert wird. Porgys Liebe zu Bess, der hübschen, triebhaften und lebensgierigen Geliebten des Raufers und Säufers Crown, ist der einzige Inhalt und die einzige Kraft von Porgys Leben; eine Kraft, die den Krüppel zum Ritter der Geliebten werden läßt, als Bessie bei ihm Schutz sucht, und die so gewaltig wird, daß Porgy den flüchtigen Crown tötet, als er Bess weiter nachstellt. Porgy wird verhaftet, kommt aber wieder frei, da sich niemand als Zeuge gegen Porgy findet. Doch ist Bess inzwischen den Verführungen eines Rauschgiftschmugglers erlegen und mit ihm weit, weit fortgegangen; geflohen aus der Enge und Armseligkeit der Heimat hin zu der fernen, großen, märchenhaften Verlockung, die New York heißt. Aber wieder wächst aus Liebe eine ungeheure Kraft: der Krüppel Porgy zieht in seinem armseligen Wägelchen aus, ans andere Ende der Welt, der Geliebten nach, sie zu finden, wo immer sie auch sei. Hier ist eine ergreifende Gestalt gezeichnet. Welch ein Herz schlägt unter dieser schwarzen Haut, und wie unselig im Herzen und armselig im Geist müssen uns Menschen anmuten, denen Hautfarbe alles und das Herz darunter nichts bedeutet.

Die auf drei Akte verteilte Handlung ist dramatisch reich akzentuiert; es lebt und atmet, liebt und leidet, freut sich und klagt in ihr tatsächlich ein Volk in seiner Ursprünglichkeit, die sich schon in dem unmittelbaren, kontrastierenden Nebeneinander von tragischen und heiteren Szenen manifestiert.

George Gershwin, der als Schlagerkomponist begonnen und mit sechsundzwanzig Jahren durch seine „Rhapsodie in Blue" 1924, über Nacht in seiner Heimat berühmt geworden ist, hat zwei Jahre vor seinem allzu frühen Tod, 1935, sein Ziel, eine wirkliche amerikanische Oper zu schreiben, mit „Porgy und Bess" erreicht. Sie sollte Humor und Tragik in die Oper miteinbeziehen ..., „kurz alle Gefühlsmomente" waren „für meine Zwecke geradezu ideal, weil sie sich nicht bloß durch das gesprochene Wort, sondern ebenso natürlich durch Gesang und Tanz ausdrücken". Er wollte „eine neue Kunstform schaffen, die Oper und Theater vereinigt".

Das ist ihm auch mit „Porgy und Bess" gelungen. Gershwin hat das Werk völlig durchkomponiert und es entstand etwas, das wohl nicht im europäischen Sinne Oper ist, aber im amerikanisch-volksopernhaften. Verbindende symphonische Passagen wechseln mit den Synkopenrhythmen der Jazzteile, die unmittelbar immer der Linie des kontrastierenden und dennoch organisch wachsenden und ineinander übergehenden szenischen Nebeneinander folgend, wieder in breitströmende Kantilenen übergehen. Eine prägnante Motivik durchzieht das absolut tonal gehaltene Werk, dessen Musik sowohl in den Partien tragender Melodik wie in jenen der starkfarbigen Untermalung originell und ausdrucksvoll Geschehen und Stimmung in ihrer Sprache wiedergibt. Wiewohl ganz seine eigene, wurzelt sie absolut in der volksmusikhaften Grundsubstanz.

Zur Aufführung des Werkes, das wir nun in der Volksoper vermittelt bekamen, war allerdings auch ein Ensemble da, das die geistige und künstlerische Materie dieser Oper so vollkommen in sich trägt, daß auch der Ausdruck nur vollkommen sein konnte. Diese Negerkünstler erreichen jene Stufe höchster künstlerischer Ausdrucksfähigkeit, bei der sich die Theaterillusion fernab jedes plumpen Naturalismus in völlig organischer Natürlichkeit zu einer Wirklichkeit sublimiert, in der nichts mehr gespielt und dargestellt, sondern einfach und natürlich gelebt wirkt. Kunst wird Leben und Leben Kunst; die vollkommene Ursprünglichkeit dieser Frauen und Männer löst alle ästhetisch-künstlerischen Probleme des Opernthealers in natürliche Selbstverständlichkeit und organische Konsequenz auf. Daß sie singen, ist ebenso natürlich, wie daß man spricht; daß sie tanzen, ebenso natürlich, wie daß man geht. Dabei ist die Skala ihrer darstellerischen und gesanglichen Ausdrucksfähigkeit ebenso groß und vielstufig wie das, was sie vor uns erleben, und es scheint der Intensität dieses Erlebens und seines künstlerischen Ausdruckes keinen Abbruch zu tun, daß es sich schon mehr als zweitausend Male vollzogen hat.

Wenn wir den Darsteller des Porgy William Warfield und Leontine Price als Bessie besonders nennen, so geschieht dies auch für alle anderen Künstler dieses Ensembles, mögen sie Cab Calloway, Helen Colbert, Helen Thigpen, Joseph James oder wie immer bis zu den kleinsten Rollen hinab, heißen. Es ist großartig, wie dieser unerhört sympathisch wirkende Warfield seinen Porgy spielt und singt, und es ist hinreißend, wie Leontyne Price ihre Bess gestaltet oder, besser gesagt, wie diese beiden und alle anderen das einfach sind, was ihnen Dichter und Komponist aufgetragen haben zu sein.

Packend die Chöre, die Songs, mitreißend die heiße, wilde, farbglühende Szene auf der Kittiwahinsel. In allen Szenen hat der Regisseur Robert Breen echtes, wirbelndes Leben auf die Bühne gezaubert, das ohne Leerläufe vorüberbraust. Souverän meistert Alexander Smallens das ausgezeichnete Volksopernorchester, sorgsam abstufend, aufbauend, Singstimmen und Orchester vollkommen aufeinander abstimmend. Wenn es einen offenen Wunsch noch gab, dann den, daß der ausgezeichnete Darsteller des Crown auch stimmlich seinem prachtvollen Spiel gleichwertig gewesen wäre. Die Bühnenbilder Wolfgang Roths und die Kostüme von Jed Mace gaben den stilgerechten Rahmen für diese Aufführung ab, die von einem begeisterten Publikum begeistert bedankt wurde.

Dieses Negerensemble ist der beste Sendbote jenes Teiles des amerikanischen Volkes, für dessen Geist, Intelligenz und menschliche Liebenswertigkeit es ein überwältigendes Zeugnis ablegte.

Hubalek

„Frau Warrens Gewerbe" im Volkstheater

Als Shaw vor zwei Jahren starb, war er hoch in die Neunzig; als er die Komödie von der Frau Warren schrieb, die mit ihrem „schmutzigen Gewerbe" in Paris, Brüssel, Wien und Budapest Geld geschefielt hatte, um ihrer Tochter nicht nur eine mustergültige Erziehung angedeihen zu lassen, sondern um ihr überhaupt ein Leben bieten zu können, das nichts mit dem ihren gemeinsam hat, stand er am Anfang seiner Laufbahn als Theaterautor und im Schatten Ibsens. Schon daß zwischen diesen beiden Daten ein halbes Jahrhundert — und welch ein halbes Jahrhundert! — liegt, macht den Umstand begreiflich, daß wir heute zu dem Stück anders stehen. Unser Atombombenzeitalter empfindet es nicht mehr als das sozialkritische Sprengmittel, das es einer Generation gewesen sein mußte, deren Triebleben in den Hintergäßchen wucherte. So kommt es auch, daß das Komödienhafte mehr in den Vordergrund tritt und das Publikum zuweilen irrtümlich an Stellen lacht, die einmal durchaus ernst gemeint waren (woran zum Teil die sonst saubere Regie Gustav Mankers schuld sein mag). Was an dem Stück vom Zahn der Zeit jedoch unbenagt blieb, ist — ähnlich wie in Anzengrubers „Viertem Gebot" — das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Daher erklettert die Aufführung auch in jenen zwei Szenen, in denen Mutter und Tochter einander gegenüberstehen, den geistigen und darstellerischen Höhepunkt des Abends.

Die Mutter und Bordellmutter i. P. spielt Dagny Servaes und spielt sie meisterhaft: üppig und aufgetakelt, bis ins letzte Detail hinein penetrant verrucht; leider ist es ihre letzte Rolle vor ihrem Abgang ans Burgtheater. Für die Tochter findet Hilde Sochor sehr ansprechend das innerlich und äußerlich Saubere eines jungen Mädchens, wie eine gesündere und natürlichere Zeit es hervorbringt. Nicht immer treffen auf der Bühne zwei so verschiedene Welten in solcher Vollendung aufeinander, wie überhaupt die ganze Aufführung, mit der das Volkstheater zu einem Repertoirespielplan übergeht, von überaus erfreulicher Geschlossenheit ist. Otto Woegerer als Croft stellt diesmal eine Galgenvisage von Liebes- und Geschäftspartner der Mutter hin, die sich gewaschen hat und die zu den stärksten Leistungen dieses Darstellers gezählt werden muß. Egon Jordans Praed ist wieder einer jener älteren freundlichen Herren, wie wir sie von ihm kennen, und Karl Skraups Pastor einer von den verschrullten Kerlen, die Skraup immer gelingen. Harry Fuß sieht sich verurteilt, zwischen den Zeiten zu stehen und sucht mit Charme nach einem Ausgleich. Es gab viel und reichen Beifall.

Zo.

Dichter lesen in den Städtischen Büchereien

Die Städtischen Büchereien haben im Winter und während der Wiener Festwochen eine Reihe Dichterlesungen durchgeführt, um den Lesern der Städtischen Büchereien Möglichkeit zu geben, die Autoren jener Werke, die sie in den Büchereien zu lesen bekommen und die Wiener sind, persönlich kennenlernen zu können. Diese Aktion soll im bevorstehenden Winterhalbjahr in vergrößertem Umfang fortgesetzt werden.

William Warfield hat sich gemeinsam mit seinem Begleiter Dr. Otto Herz bereit erklärt, für die Aktion Künstler helfen Künstlern Samstag einen Liederabend im Mozart-Saal zu geben. Die beiden Künstler haben auf ihr Honorar verzichtet, damit der gesamte Ertrag dieses Konzerts für die Ziele von Künstler helfen Künstlern, ein Altersheim für notleidende Bühnenkünstler zu schaffen, verwendet werden kann.

Im Akademietheater findet Donnerstag, 11. d., die 25. Aufführung von Schnitzlers „Anatol" mit den Damen Gold, Zeidler und Holzmeister und den Herren Holt, Mainrad und Skoda statt.